



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zuhörens bewußt zu sein. Aber der letzte Vers drang durch, und die Worte: Wirf lieber mich ins Wasser, ins tiefe Meer hinein, saßen fest. Eva wurde zornig. Wollen die mich verhöhnen, sagte sie zu sich, sprang auf und trat in die Tür. Warum singt ihr? fragte sie unwillig.

Was für eine Frage! Die Mädchen hatten noch nie an das Warum gedacht, wenn sie sangen. Sie machten erstaunte Gesichter und greinten.

Warum singt ihr das dumme Lied? fuhr Eva fort.

Fräulein, sagte das eine der Mädchen, es ist ein schönes Lied. Unfre Mütter und Großmütter haben es auch schon gesungen.

Weil eure Mütter und Großmütter gerade so dumm waren, wie ihr seid. Seid ganz still, ihr winselt und nehmt den Säufer doch, weil er euch recht ist. Wer nicht will, braucht nicht zu warten, bis ihn die Mutter ins Meer wirft. Man kann ja selbst gehn, wenns einem mit seinen Worten Ernst ist.

Fräulein, sagte das Mädchen, wenn man den Strick am Fuße hat, dann kann man nicht, wie man will.

Man muß jedes Band zerreißen können, antwortete Eva streng. Aber im Innern war sie doch zweifelhaft geworden. Der Strick am Fuße! Sie hatte es ja selbst oft genug erfahren, mochte sich der Gaul noch so ungebärdig stellen, hatte er den Strick am Fuße, so mußte er sich zuletzt doch geben.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Pfingsttage haben der gesamten Kulturwelt die ersten Friedensstauben von dem großen asiatischen Völkerringen gebracht. Wenngleich es noch keineswegs gewiß ist, daß der Friede nun auch wirklich zustande kommt, so ist doch immerhin ein Friedensbedürfnis und eine Friedensgeneigtheit auf beiden Seiten festgestellt. Die Entscheidung liegt bei Japan. Die Japaner rühmen sich mit Recht, von Deutschland die Kriegführung gelernt zu haben, namentlich ihr letzter großer Seesieg war vollständig der deutschen Flottentaktik abgelauscht, mögen sie von uns nun auch „die Mäßigung sondergleichen“ gelernt haben, durch die das siegreiche Preußen 1866 und das siegreiche Deutschland 1870 — durch die Herausgabe von Velfort — die Welt in Erstaunen setzte. Frankreich hätte damals Frieden schließen müssen, auch wenn wir auf das teuer erkaufte Südtor der Vogesen nicht Verzicht geleistet hätten, aber der alte Thiers hatte es zu gut verstanden, das ihm nicht unbekannt gebliebne Bedürfnis des Siegers nach Frieden und Heimkehr auszunutzen, ein Bedürfnis, zu dem sich noch die Notwendigkeit gesellt hatte, das neu-erbauete Reich einzurichten. Mit der Berufung des Reichstags nach Versailles oder Rheims wäre es doch nicht gegangen. So sind auch für das siegreiche Japan neben dem Friedensbedürfnis dringende Gründe vorhanden, die ihm bei den Verhandlungen nahelegen werden, das Erreichbare nicht dem Wünschenswerten zu opfern, zumal da das Inselreich doch nicht die Macht hat, Rußland zum Frieden zu zwingen. Andererseits wird auch Rußland kaum auf militärische Erfolge rechnen können, die ausreichend wären, einen Friedenszwang auf Japan zu üben. Auf eine Vertreibung der Japaner aus der Mandchurei könnte Linewitsch auch nach zwei gewonnenen Schlachten kaum rechnen, er würde schwerlich wieder an den Yalu, kaum über Mulden hinaus gelangen. Es ist mithin für beide Teile Zeit, ein Ende zu machen. In diesem Sinne hat Kaiser Wilhelm es für seine freundschaftliche und menschliche Pflicht erachtet, dem Kaiser Nikolaus in einem längern eigenhändigen Schreiben die Erwägung nahezu legen, ob seine Generale außer der Bereitschaft der russischen Soldaten, für ihn zu sterben, ihm auch den Sieg zu verbürgen vermöchten. Sei

daß nicht der Fall, so werde Kaiser Nikolaus bei Prüfung der innern Aufgaben Rußlands doch vielleicht ermessen, ob eine Fortsetzung des Krieges die weitem großen Menschenopfer wert sei. Fern davon, dem befreundeten Rußland einen Kat aufzudrängen, der nur bei voller Kenntnis der politischen und der militärischen Verhältnisse möglich wäre, biete Kaiser Wilhelm seine freundschaftlichen Dienste für den Fall an, daß Kaiser Nikolaus den Augenblick für gekommen erachten sollte, davon Gebrauch zu machen. — Daß Japan zunächst Wert darauf legt, allein und direkt mit Rußland zu verhandeln, ist sein Siegerrecht. Von Erfolg werden diese Verhandlungen aber wohl nur sein, wenn die Regierung des Mikado ihre Forderungen mehr der Grenze des Minimums als der des Maximums nähert.

Der Eintritt der Friedensphase ist nicht die einzige Folge der Seeschlacht von Tsuschima. Eine weitere stellt sich in der Abberufung der fünf englischen Linienschiffe aus Ostasien in die europäischen Gewässer dar. In Ostasien sollen nur Kreuzer verbleiben. Es geht aus dieser Anordnung hervor, daß England seine Interessen im Stillen Ozean nach dem vorläufigen Verschwinden der russischen Flotte auf diese Weise hinlänglich gedeckt glaubt, wobei freilich das Bündnis mit Japan sehr ins Gewicht fällt. Die Zurückberufung der Linienschiffe entspricht außerdem dem neuen Dislokationsplane der englischen Flotte. Auch eine Auswechslung der Geschütze mag in Betracht kommen, im übrigen ist dabei nur von Interesse, daß England seine Schlachtschiffe in Europa vereinigt, und es bleibt festzustellen, ob die fünf Schlachtschiffe der Atlantikflotte oder der Kanalflotte zugeteilt werden.

Eine weitere Folge der Seeschlacht von Tsuschima betrifft Deutschland. Unsere Marine hat daraus mit großer Befriedigung die Folgerung ziehen dürfen, daß ihre eigne Gliederung, auch in den Verhältniszahlen der einzelnen Schiffsgruppen zueinander, absolut richtig ist, und unser Organisationsplan in dieser Richtung absolut keiner Änderung bedarf. Das wird auch durch die in den letzten Tagen in positiver Form ergangne Ankündigung bestätigt, daß die in Aussicht stehende Flottenvorlage sechs Panzerkreuzer und sieben Torpedodivisionen fordern werde. In ihren Abmessungen werden sich diese Panzerkreuzer den bedeutenden Fortschritten der andern Seemächte anzupassen haben. Wenn in freisinnigen Blättern jetzt Versuche unternommen werden, zu beweisen, daß es ein Irrtum war, den Schwerpunkt unserer Flottenorganisation in das Linienschiff zu verlegen, da die Japaner ihren Seesieg durch ihre massenhaften Torpedoangriffe erfochten hätten, so ist das so unrichtig wie möglich und zeugt vom absolutesten Mangel an Verständnis für diese Frage. Die Japaner haben unter Ausnutzung der bessern Bewaffnung und der überlegnen Schießkunst ihrer Linienschiffe die russischen Geschwader durch Fernfeuer in Unordnung gebracht und die einzelnen Schiffe schwer beschädigt; dann erst, als ein großer Teil dieser Schiffe kaum noch gefechtsfähig war, haben sie ihre Torpedoboote eingesetzt, die im andern Falle gefechtsfähigen Linienschiffen gegenüber völlig verloren gewesen wären. Hierzu kam, daß die ruhig gewordne See dem japanischen Admiral erlaubte, auch die in der Nähe in Buchten und Häfen verankerten kleinen Torpedofahrzeuge neben den Hochseetorpedobootten zum Angriff heranzuziehn. Aber diese Torpedoangriffe waren nicht etwa grundlegend, sondern sie glichen dem Einbrechen intakter Kavallerie in niedergekämpfte Batterien oder schwer erschütterte Bataillone des Gegners.

Der Sieg ist durch das Fernfeuer der japanischen Linienschiffe vorbereitet und erfochten worden, den Torpedobootten fiel nur noch das Ausfeigen des Schlachtfeldes zu. Keine einzige Seemacht wird daraufhin ihren Linienschiffbau einstellen, sie alle werden ihn im Gegenteil nur vermehren. Die Japaner hatten durch ihr überwältigendes Fernfeuer die russische Flotte schon besiegt, bevor diese aus ihrer Marschformation in Angriffsformation gelangen konnte. Daß die Russen ein Revier, worin sie den Feind mit Sicherheit vermuten mußten, obendrein das schwierige Terrain einer insel- und buchtenreichen Meerenge, in Marschformation betreten

— die Transportflotte in der Mitte zwischen beiden Flügeln —, anstatt in Angriffsformation, die Transportflotte hinter sich, gehört zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten dieses Krieges. Allerdings lag dann die Gefahr nahe, daß die Transportflotte zurückblieb oder abgeschnitten wurde. Aber wie beim Landheer wird auch einer Flotte ein großer Train beim Aufmarsch zur Schlacht immer hinderlich sein, und eine Flotte sollte also kaum anders verfahren als die Landarmee, d. h. beim Vormarsch zur Schlacht den Train unter Deckung zurücklassen. Wäre die russische Flotte in die ihr so verhängnisvoll gewordne Meerenge in Schlachtformation eingetreten, so hätte sie von den Japanern nicht durch ein verheerendes Feuer fast widerstandslos überrascht werden können, und es wäre ihr dann die Möglichkeit geblieben, vom Rammsporn Gebrauch zu machen, was selbstamerweise gar nicht versucht worden ist. Ein schnelles energisches Draufgehn in voller Fahrt würde die Japaner in ihrer artilleristischen Überlegenheit sehr stark beeinträchtigt haben; in dieser Beziehung enthielt die Seeschlacht vom 10. August vorigen Jahres sogar eine bedeutame Lehre. Während bei der russischen Landarmee das Bajonett eine so große Rolle spielt, hat es bei der russischen Flotte vollständig versagt. Für ein in seiner Artillerie und in der Schießausbildung inferiores Schiff liegt die Rettung fast einzig — und bei fester Entschlossenheit und guten moralischen Qualitäten von Offizieren und Mannschaften auch mit durchaus günstigen Chancen — im energischen Vorstoß. Nur so kann das verheerende Fernfeuer in seiner Wirkung gebrochen werden. Die Japaner haben sehr klug damit gerechnet und sich die Russen so weit als möglich vom Leibe gehalten. Den letzten Stoß gegen den ohnehin todwunden Gegner überließen sie dann ihren Torpedobooten. In der Ausnutzung dieser Waffe durch nahes Herangehn an den Feind haben sie seit dem vorigen Jahre viel gelernt. Wenn Admiral Togo den Krieg wesentlich „den Eigenschaften des Mikado“ zuschreibt, so hat er insofern Recht, als die seit dem vorigen Jahre mit großer Energie betriebne veränderte Ausnutzung der Torpedowaffe allerdings auf ein energisches Eingreifen des Kaisers zurückzuführen sein soll.

In der Marokkofrage hat Deutschland auf die Einladung des Sultans an die Madrider Signatarmächte zu einer neuen Konferenz in Tanger zustimmend und mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, diese Einladung anzunehmen, geantwortet; die Antwort ist allen Signatarmächten zur Kenntnis gebracht worden. Unter diesen sind auch unsre beiden Verbündeten Italien und Österreich-Ungarn. Der Donaufstaat hat in Marokko selbstverständlich geringeres Interesse, aber man darf wohl annehmen, daß er den prinzipiellen Standpunkt Deutschlands teilen wird, das einseitige Veränderungen in Marokko über die Köpfe der Signatarmächte hinweg für unzulässig erklärt hat. Ein viel größeres merkantiles und politisches Interesse hätte Italien, dem die Ausbreitung der französischen Macht an der Mittelmeerküste von Afrika nicht gleichgiltig sein kann, denn sie vollzieht sich tatsächlich auf seine Kosten. Trotzdem scheint Italien durch England so geschickt in diese englisch-französische Kombination verflochten worden zu sein, daß mehr als eine prinzipielle Zustimmung kaum zu erwarten sein wird. Das Verhalten Italiens in diesem Falle könnte Deutschland dann allerdings die Erwägung nahe legen, welchen Wert das Bündnis für uns überhaupt noch habe, wenn es Frankreich gegenüber sogar in einem Falle versagt, wo die italienischen Interessen ernsthaft engagiert sind. Was Frankreich selbst angeht, so würde die französische Politik nur gewinnen, wenn sie der Einladung folgte. Es würde damit der Gegensatz zu Deutschland endgiltig beseitigt werden, und Frankreich würde auf der Konferenz vielleicht manches, wenn auch nicht alles durchsetzen. Herr Delcassé, der sich immer mehr als Minister Englands und nicht Frankreichs erwiesen hatte und es schließlich immer deutlicher darauf anlegte, Deutschland zu provozieren, hatte gemeinsam mit den Engländern angenommen, daß der Besuch des deutschen Kaisers in Tanger nur ein „Bluff“ gewesen sei. Das war noch zu Anfang des Monats in der Londoner National Review in einem Artikel,

der das Pariser Ursprungszeugnis an der Stirn trug, deutlich zu lesen, daneben folgte ein großer Teil der englischen Presse der Parole, daß den Deutschen durch eine Abfindung in Süd-Marokko der Mund zu stopfen sei. Und dies trotz der amtlichen deutschen Erklärung, daß das Deutsche Reich in Marokko nichts weiter begehre als die offene Tür bei Erhaltung der Souveränität des Sultans.

Erst als auf den Besuch Kaiser Wilhelms die Mission Tattenbachs folgte, und von deutscher Seite in Paris kein Zweifel gelassen wurde, daß die Sache damit in ein ernsteres Stadium trete, ist man dort stutzig geworden. Es ist das persönliche Verdienst des Herrn Rouvier, den Intriguenschleier zerrissen zu haben, hinter dem Herr Delcassé seine deutschfeindliche Politik im Dienste Englands sogar vor seinen Ministerkollegen verbarg. Rouvier schöpfte Argwohn und nahm Gelegenheit, den tatsächlichen Verhältnissen auf den Grund zu sehen. Als er sich von der wirklichen Lage der Dinge überzeugt hatte, zögerte er keinen Augenblick. Delcassé wurde gezwungen, ihm gegenüber Farbe zu bekennen, und damit war sein Rücktritt entschieden. Behält Rouvier das Portefeuille des Auswärtigen, so wird er die Republik davor zu bewahren wissen, fremden Intriguen als Werkzeug zu dienen. Nachdem Deutschland dem Sultan von Marokko einen verantwortlichen Rat erteilt, und dieser ihn befolgt, d. h. sich auf den Boden des Madrider Protokolls von 1880 gestellt hat, kann und wird Deutschland ihn nicht im Stiche lassen. Mächte, die die Einladung des Sultans zu einer neuen Konferenz in Tanger nicht befolgen, geben damit die Rechte preis, die sie auf Grund der Abmachungen von 1880 haben. Das ist Sache jeder einzelnen beteiligten Regierung. Was dann geschieht, bleibt eben abzuwarten. Separatverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, selbstverständlich unter Zustimmung des Sultans, werden erst möglich sein, wenn die Konferenz in Tanger scheitern sollte; sie würden sich jedoch auch dann auf der Basis der Anerkennung des deutschen Standpunkts vollziehen müssen.

Für Deutschland ist das nicht eine Frage der Macht oder der Würde, sondern eine einfache Rechtsfrage. Erst die absichtliche fortgesetzte Ignorierung des deutschen Rechts würde eine Frage der Macht und der Würde daraus gemacht haben, und Deutschland hätte dann dementsprechend gehandelt. Der Umstand, daß die Tage des Herrn Delcassé gezählt waren, sobald das Pariser Kabinett von dieser Sachlage Kenntnis gewonnen hatte, berechtigt zu der Annahme, daß die französische Regierung zu einer den allgemeinen Interessen des Friedens dienenden Lösung die Hand bieten wird. Herr Delcassé ist nicht durch Deutschland, sondern durch seine Kollegen gestürzt worden, die zu ihrer Überraschung die Gefahr einer drohenden Krisis in der Nähe sahen und nicht gewillt waren, wie Pariser Blätter dies offen aussprachen, die Kastanien für England aus dem Feuer zu holen. Damit hat nun hoffentlich das in drei Weltteilen zugleich betriebene englisch-französische Intriguenspiel gegen Deutschland ein Ende, das in der letzten Zeit einen recht bedenklichen Umfang erreicht und die ernste Aufmerksamkeit der deutschen Diplomatie in Anspruch genommen hatte. Die bisher so außerordentlich geschickte Führung der marokkanischen Angelegenheit berechtigt zu der Erwartung, daß es der deutschen Staatskunst in ihrer unzweifelhaften Überlegenheit gelingen wird, die um uns herum geschlungnen Knoten englisch-französischer Intrigue auch weiter friedlich zu entwirren. *g*

Vassalle. Vassalles originelle, kraft- und geistvolle Persönlichkeit würde auch dann das höchste Interesse erregen und eine große Anziehungskraft ausüben, wenn sie nicht weltgeschichtliche Bedeutung hätte. Diese hat sie aber, denn sein leidenschaftlicher Feuergeist hat die trägen, stumpfen Massen der deutschen Arbeiterschaft mit Gewalt in die Bahn hineingerissen, hineingepeitscht, die zur Gründung der großen sozialdemokratischen Partei führen sollte. Und diese ist zwar in den Augen vieler eine unheilvolle und für alle Nichtsozialdemokraten eine sehr unbequeme aber doch unstreitig eine große historische Erscheinung. Und daß Vassalle von der Großartigkeit der Entwicklung, die er eingeleitet hatte, bei Lebzeiten nichts zu sehen

bekam (sein Arbeiterverein brachte es auf 4600 Mitglieder, in Berlin, das ganz und gar der ihm am meisten verhassten Partei, der Fortschrittspartei, gehörte, zählte der Verein 35 Mitglieder!), darin liegt die eigentliche Tragik seines Lebens, nicht in dem gewaltsamen Tode des durch Liebesleidenschaft und verletzte Eitelkeit zum rasenden Ajax gewordenen Volkstribuns. Über Vernachlässigung in der Literatur hat sich der interessante Mann denn auch nicht zu beklagen. Aber gerade weil die Zahl der veröffentlichten Dokumente und der biographischen Bearbeitungen so groß ist, tat eine genießbare Zusammenfassung von sachkundiger Hand not, und die hat nun Hermann Duden geliefert in dem Buche Lassalle (es ist der zweite Band der bei E. Hauff in Stuttgart von G. Schmoller und D. Hünke herausgegebenen Sammlung: Politiker und Nationalökonom). Die Psyche des merkwürdigen Mannes wird darin sehr gut analysiert, die Bedeutung seiner jüdischen Abstammung klar gemacht, das Sophistische in seinen Werken und Reden von dem gesondert, was als Wahrheit bleibenden Wert hat, und aus Lassalles Drama Sickingen wird der Kern seiner Politik enthüllt. „Er geht von der Frage aus: woran scheitern Revolutionen, nicht bloß die besondere Sickingens, sondern alle oder doch viele? Und er findet den letzten Grund als echter Hegelianer in einer formalen dialektischen Antithese. Die ewige Stärke aller herrschenden, eine bestehende Ordnung verteidigenden Klassen liegt in der nicht zu täuschenden, durchgearbeiteten Bewußtheit, mit der ihr Klasseninteresse sie durchdringt. Die ewige Schwäche einer jeden berechtigten revolutionären Idee, die sich zur Praxis lehren will, liegt in dem Mangel an Bewußtheit bei den Gliedern der ihr zugetanen Klassen, deren Prinzip noch nicht verwirklicht ist, sowie in dem hiermit zusammenhängenden Mangel an Organisation der ihr zu Gebote stehenden Mittel. Wenngleich nur die Stärke jeder Revolution ganz in der Begeisterung liegt, d. h. zunächst in dem abstrakten Hinwegsehen über die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten, so kommt doch für sie der Moment, sich in eine Operation mit den gegebenen Mitteln einzulassen und mit ihnen zu rechnen. Somit mag es als ein Triumph übergreifender realistischer Klugheit der Revolutionsführer erscheinen, die wahren und letzten Zwecke der Bewegung vor andern geheim zu halten und durch diese beabsichtigte Täuschung der herrschenden Klassen, ja durch Benutzung dieser, die Möglichkeit zur Organisation der neuen Kräfte zu gewinnen; darin liegt die unendliche realistische Überlegenheit Sickingens gegenüber dem bloß geistigen Revolutionär Hutten.“ So hat Lassalle versucht, einen Lothar Bucher, einen Robbertus, ja einen Bismarck zu benutzen, die alle drei ein Stück mit ihm gehn konnten, weil ihre Ziele mit den nächsten, exoterischen Zielen Lassalles zusammenfielen, aber natürlich nicht mit dem im Hintergrunde versteckt gehaltenen Endziele: der demokratischen Republik. Mit Konstantin Höppler hat Lassalle nicht persönlich verkehrt, aber Duden führt ihn in demselben Zusammenhange an, weil seine den italienischen Krieg von 1859 behandelnde Schrift: „Preußen und die italienische Frage“ viel äußerliche Verwandtschaft hat mit Lassalles Schrift über denselben Gegenstand: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens.“ Der Unterschied zwischen beiden Männern war, daß Höppler seine Vorschläge ehrlich meinte, während Lassalle die preußische Regierung in eine Falle locken wollte. Hätte er länger gelebt, so würde er wohl selbst, nach seiner eignen Prophezeiung, in einer Falle hängen geblieben sein, denn eben an seiner „übergreifenden realistischen Klugheit,“ an dem dialektischen Widerspruch zwischen der unendlichen Idee und den endlichen Mitteln, läßt er Sickingen scheitern, wie Duden im Schluß der oben angeführten Darlegung hervorhebt. Selbstverständlich gibt die Tatsache, daß Lassalle wenigstens in Beziehung auf die Gestaltung des deutschen Parteiwesens die Zukunft für sich gehabt hat, obwohl die liberale Partei sogar erst nach seinem Tode zu rasch vorüberaussehender Herrschaft und Herrlichkeit gelangte, dem Verfasser Anlaß zu vielen schönen Betrachtungen. Aber eine ganz nebensächliche Bemerkung, auf die er selbst wahrscheinlich gar kein Gewicht legt, beweist, daß auch er von gewissen Selbsttäuschungen der Liberalen nicht ganz frei ist. In einer seiner berühmten Reden, der Königs-

dorfer, führt Lassalle die Autorität des Bischofs Ketteler für sich an. Unden bemerkt dazu: „Lassalle wußte natürlich gut genug, aus welchen Motiven der Führer des deutschen Ultramontanismus in dieser Weise [in seinem Buche: Die Arbeiterfrage und das Christentum] gegen die verhassten Liberalen Partei nahm.“ Kettelers Liebe zum armen Volke ist echt und ungeheuchelt gewesen, und eben so echt und ungeheuchelt ist die vieler andern katholischen Geistlichen Deutschlands. Nur darum glaubt das katholische Volk an diese Liebe auch in solchen Fällen, wo sie nicht echt ist, und dieses Vertrauen ist eine der Wurzeln, aus denen der deutsche Katholizismus und die Zentrumspartei ihre Kraft ziehn.

„Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution.“ In Nummer 20 der Grenzboten haben wir unter dieser Überschrift zwei Dokumente abgedruckt, die den Historikern wohl nicht unbekannt waren. Das zweite davon findet man ins Deutsche übersetzt in Otto Fleischmanns „Geschichte des pfälzischen Aufstandes im Jahre 1849,“ erschienen 1899. Der Bürger Schütz aus Mainz, Mitglied des Frankfurter Parlaments, der in den genannten beiden Schreiben zum Geschäftsträger der badischen und der pfälzischen revolutionären Regierung bei der französischen Regierung ernannt worden war, ist tatsächlich nach Paris abgereist. Er wurde begleitet von dem Pfälzer Culmann (so wird der Name geschrieben), einem Anwalt in Zweibrücken, der bairischer Landtagsabgeordneter und Mitglied des Frankfurter Parlaments war. Man hatte ihn auch zum Mitgliede der „Provisorischen Regierung der Pfalz“ gewählt, aber er nahm vorsichtigerweise diesen Posten nicht an. Die Mission der beiden Männer hatte einen ungünstigen Verlauf, denn sie wurden nicht nur nicht von der französischen Regierung empfangen, sondern sogar verhaftet und eine Zeit lang in Haft behalten. Fleischmann hat sich seinerzeit vergebens bemüht, irgendeine Quelle zu entdecken, aus der er Näheres über den Verlauf dieser interessanten Reise hätte entnehmen können. Der Grund liegt wohl darin, daß die beiden Regierungen in Baden und in der Pfalz schon einige Zeit vom Erdboden weggefegt waren, als die beiden Abgesandten in Paris aus ihrer Haft entlassen wurden, daß sie also keinen offiziellen Bericht über den Verlauf ihrer Mission an ihre Auftraggeber abfatten konnten.

Die französische Regierung stand von Anfang an der aufständischen Bewegung in Baden und in der Pfalz mißtrauisch und vorsichtig gegenüber. Sie schob im Jahre 1848 mit Vergnügen etwa 1500 in Paris lebende deutsche Arbeiter nach der badischen Grenze ab, gab ihnen aber keine Waffen mit. Sie war froh, diese unruhigen Leute los zu sein, denn sie hatte mit den eignen Proletariern genug zu tun, bis die furchtbare Arbeiterschlacht in Paris die Gefahr für lange Zeit beseitigte. Danach kam Louis Napoleon an das Regiment, der sich 1849 als Präsident der Republik völlig den deutschen Regierungen anschloß. In zwei Aufrufen, die die provisorische Regierung der Pfalz am 10. Juni 1849 an die französischen Soldaten und an das französische Volk richtete, in denen sie von der Bevölkerung Badens und der Pfalz rühmt, daß sie „ehemals als die treuesten Verbündeten in den Reihen der französischen Armee gegen die Heilige Allianz kämpften,“ wird dem Präsidenten Napoleon vorgeworfen, daß er Deutsche und Polen, die nach der Pfalz eilen wollten, in Paris gewaltsam zurückhalte, daß er Waffen, die in Belgien für die pfälzischen Aufständischen angekauft wurden, mit Beschlag belegt habe, daß er mit den Preußen, die einst „eure Felder verheert, eure Hauptstadt besudelt, euer Land geplündert haben,“ in Verbindung getreten sei, um die Sache der Freiheit zu ersticken.

In der Pfalz und namentlich in Landau, das lange französisch war, bestanden übrigens lebhafteste Sympathien für Frankreich. Fleischmann hat selbst napoleonische Veteranen gesehen, die die Helenemedaille ungeschert trugen. Erst durch das Jahr 1870 ist diesem unnatürlichen Zustande ein Ende gemacht worden. Hoffentlich für immer.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig